

Die Neue Welt



Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

• Vor Adam •

Ein vorgeschichtlicher Roman von Jack London

(Fortsetzung.)

Großzahn“ erinnerte sich genau an den ersten Winter nach seinem Abschied „von Hause“. Bis an sein Ende träumte er von kalten Tagen, die er frierend und zähne-

klappernd verbrachte.

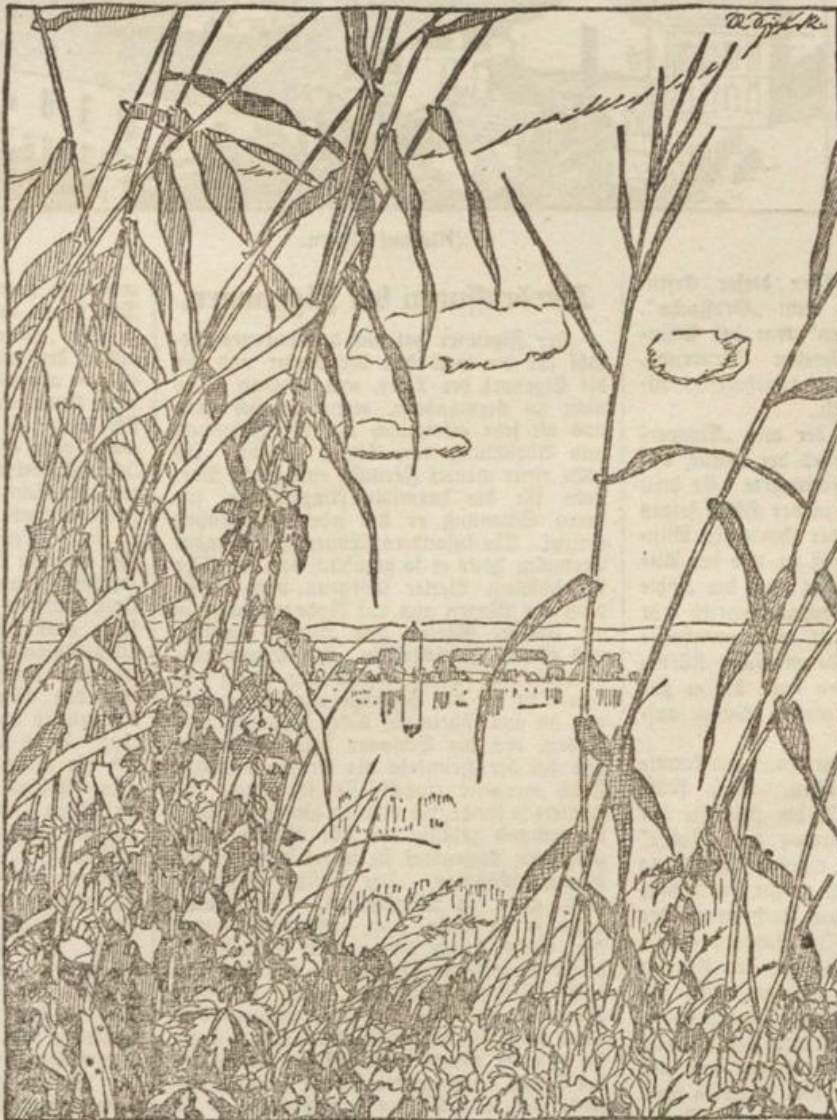
„Hängohr“ und er krochen dicht aneinander, umarmten sich mit allen vier Gliedern und blieben zitternd vor Frost und mit blauen Gesichtern in die veränderte Welt hinaus. Besonders gegen Morgen pflegte eine bittere Kälte einzusetzen. In diesen kalten Morgenstunden schliefen die Freunde wenig, hockten starr und trübselig beisammen und warteten auf die Sonne, die ihnen endlich etwas Wärme spenden sollte. Gingen sie ins Freie, so knirschte der Reif unter ihren Füßen. Eines Morgens entdeckten sie Eis auf der Oberfläche des stillen Wassers neben dem Sirudel am Trinkplatz. Darüber machte die Horde viel Aufhebens. Der alte „Klapperknochen“, wohl das älteste Mitglied der Horde, hatte dergleichen noch nie erlebt. Ein klägliches und hilfloses Ausdrück kam in seine Augen, als er das Eis untersuchte. Diesen Ausdruck bemerkte „Großzahn“ stets in den Augen seiner Genossen, wenn ihnen etwas Unverständliches in den Weg kam, oder wenn ein dunkler und unerklärlicher Trieb in ihnen erwachte. Sogar „Notauge“ sah tröstlos und besorgt aus, als er

das Eis berührte. Duster starrte er nach dem Nordosten, als hielte er das Feuervolk für die Ursache dieser Erscheinung.

Zum Glück war dies der einzige Morgen, an dem es Eis gab, und nie wieder

hatte „Großzahn“ einen so kalten Winter durchzumachen. Vielleicht war jener Winter der Vorbote von vielen, die später kamen, als die große Eisschicht von Norden her sich über die Länder schob. Doch „Groß-

zahns“ Volk sah nie etwas von dieser Eiszeit. Unzählige Generationen müssen vergangen sein, ehe die Enkel dieser Horde weiter südwärts wanderten oder zurückblieben und so genötigt wurden, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen! Das Volk lebte ziellos in den Tag hinein. Seltener wurde ein Plan gemacht, noch seltener ausgeführt. Sie aßen, wenn sie hungrig waren, tranken, wenn sie Durst fühlten, hüteten sich vor Raubtieren, suchten des Nachts in den Höhlen Schutz und spielten sich im übrigen durchs Leben. Große Neugier war eine ihrer Haupteigenschaften. Sie waren leicht zu unterhalten und steckten voller Streiche. Ernsthaftes Wesen war ihnen fremd. Nur in der Gefahr oder im Zorn wurden sie überlegter, doch vergaßen sie schnell und wechselten häufig von Stimmung zu Stimmung. So kam es, daß sie unbeständig waren und keine Entschlossenheit zur Durchführung bestimmter Absichten besaßen. In dieser Hinsicht war das Feuervolk ihnen voraus. Diese Feuermenschen zeichneten sich gerade durch jene Eigenschaften aus, die dem Höhlenvolk



Rudolf Sied: Fraueninsel im Chiemsee.

(Aus dem Kalender: „Kunst und Leben“. Verlag Fritz Heider, Berlin-Neuhof.)

fehlt. Nur in ihrem leidenschaftlichen Gefühlleben waren auch diese Höhlenmenschen großer und dauernder Hingebung fähig. Bei den in der Einhe lebenden Paaren hatte sich die Treue zur Gewohnheit ausgebildet.

Wie unbeständig und zerfahren auch „Großzahn“ in anderen Dingen war, zeigte sich täglich. Einmal fand er einen zerbrochenen Kürbis, der zufällig mit der Höhlung nach oben lag, so daß sich Regenwasser darin angesammelt hatte. Das Wasser schmeckte süß, und er trank es aus. Dann nahm er den Kürbis zum Spielen mit, schöpfte sogar aus dem Flusse Wasser zum Trinken und begoß seinen Freund „Hängohr“ zum Spaß. Und nachdem er so deutlich auf den Nutzen des Kürbisses gestoßen war, warf er ihn fort. Es fiel ihm nicht ein, den Kürbis voll Wasser nach seiner Höhle zu tragen. Dabei war er des Nachts oft durstig, besonders wenn er wilde Zwiebeln oder Wasserkresse genascht hatte. Und im Dunkeln wagte keiner aus der Horde die Höhlen zu verlassen und den Trinkplatz aufzusuchen. Ein anderes Mal fand er einen trockenen Kürbis, in dem noch die Samentörner klapperen. Aber es blieb für ihn nur ein Spielzeug. Darüber hinaus dachte er nicht. Der Gebrauch von Kürbissen zum Aufbewahren von Wasser wurde aber bald allgemein

bei der Horde. Die Ehre dieser Erfindung gebührte indessen nicht „Großzahn“. Der alte „Klapperknochen“ war der Erfinder dieser ausgezeichneten Neuerung. Wahrscheinlich machte das zunehmende Alter den Greis erfindertisch.

Auf alle Fälle war der alte „Klapperknochen“ das erste Mitglied der Horde, das Wasser in Kürbissen aufbewahrte. Er hielt sich einen Wasservorrat in der Höhle seines Sohnes, des „Kahlen“, der ihm einen Winkel gönnte. Die Horde sah zu, wie der Alte in seinen Kürbissen Wasser nach der Höhle holte. Da nun der Nachahmungstrieb sehr stark bei ihnen entwickelt war, verschaffte sich einer nach dem anderen einen Kürbis und machte es dem Alten nach, bis es zur Gewohnheit der Horde wurde, Wasser aufzubewahren.

Zuweilen war der Alte krank und konnte seine Höhle nicht verlassen. Dann füllte sein Sohn, der „Kahle“, die Kürbisse für ihn. Bald darauf übertrug der „Kahle“ diese Arbeit an seinen eigenen Sprößling „Langlippe“. Schließlich mußte der Junge immer das Wasser holen, auch wenn der Alte nicht krank war. Im Laufe der Zeit fiel diese Arbeit ganz und gar den Frauen und Kindern zu, und die Männer ließen sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten dazu herab. „Hängohr“ und sein Freund waren unabhängig. Sie trugen nur auf eigene Rechnung Wasser und spotteten über die jungen Wasserträger, die vom Spiele weggerufen wurden, um für ihre Familien Wasser zu holen.

Der Fortschritt setzte sich sehr langsam bei diesem Volke durch. Jung und alt spielten so ihr Leben lang. Kein anderes Geschöpf spielte so viel. Das Wenige, was sie lernten, fiel ihnen gewöhnlich beim Spielen ein, und dabei half ihnen namentlich ihre Neugier und scharfe Beobachtungsgabe. Die einzige große Erfindung dieser Horde während „Großzahns“ Anwesenheit war der Gebrauch von Kürbissen nach dem Muster des alten „Klapperknochen“.

Zunächst wurde nur Wasser in Kürbissen aufbewahrt. Doch eines Tages füllte eine Frau ihren Kürbis mit Brombeeren und versteckte diese in ihrer Höhle. In kurzer Zeit hoben alle Frauen ihre Vorräte an Beeren usw. in Kürbissen auf. (Fortsetzung folgt.)



Blick auf Opern.

Tierdressuren bei Zigeunern.

Der Zigeuner hat viel angeborenes Gefühl für die Schönheit der Natur und für die Eigenart der Tiere, und deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn er sich gern und oft sehr erfolgreich mit der Züchtung und Abrihtung von Tieren abgibt. So hatte einer meiner Freunde eine große Vorliebe für die harmlose Ringelnatter, für deren Schonung er bei jeder Gelegenheit eintrat. Ein besonders schönes, meterlanges Exemplar hatte er so gezähmt, daß das Tier bei schönem Wetter morgens vom Halteplatz der Wagen aus auf Nahrungssuche in die Felder, Gärten und Wiesen ausging und abends zurückkehrte. Im Wagen war oberhalb des Ofens ein kleiner Käfig mit dem Nest für die Schlange angebracht, und von da aus führte ein dicker Baumast zum Boden, den die Schlange beim Weggehen und bei der Heimkehr als Treppe benutzte. Früh morgens ringelte sie sich hinauf und wartete so lange, bis man sie hinausließ oder bis jemand zufällig die Tür öffnete, wozu günstigen Augenblick sie sofort benutzte, um hinauszuschlüpfen. Der Besitzer zeigte sie auch gern in Wirtshäusern. Gewöhnlich hatte er sie dann zum großen Erstaunen der Gäste durch die großen Knapfschär seiner Jägerroppe gezogen, so daß das lebhaft köpfschen mit dem ewig bewegten Zünglein wie eine riesige Krawattennadel oben am Halse herausschaute. Oder er hatte sie in einer eigens dazu auf der Innenseite der Toppe angebrachten Tasche versteckt und setzte sich so ruhig an den Gastisch. Da kam dann auf einmal das züngelnde und zischende Köpfschen unter der Toppe heroor, und die klugen Auglein suchten den Weg

zum — Bierglas des Herrn, denn „Zirili“ hatte eine große Vorliebe für Alkohol. In zierlichen Zügen genahmigte sie sich dann auch einen Trunk. Wie rissen die Bauern die Augen auf ob der zahmen Schlange, die sie natürlich für giftig hielten. Hatte „Zirili“ ihren Durst gelöscht, dann ringelte sie sich am Körper ihres Herrn empor und bedankte sich jedesmal durch einen — Ruß. War so der Pflicht der Dankbarkeit genügt, so schlang sich die Natter um den Hals ihres Besitzers und legte das Köpfschen an dessen Wange, denn das war ihre Lieblingsstellung. „Zirili“ war das Lieblingstier der ganzen Gesellschaft und gab viel Stoff zur Unterhaltung. Willig folgte sie jedem auf Wort und Pfiff, aber eine geradezu rührende Anhänglichkeit befandete sie gegen ihren Herrn. Das treue Tier las ihm sozusagen jeden Wunsch an den Augen ab und folgte ihm auf den leisesten Pfiff und Wink. Ging der Zigeuner irgendwohin, wohin er nicht wie sonst „Zirili“ mitnehmen konnte, so nahmen beide erst herzlichen Abschied, nicht ohne ein Küßchen von ihrer Seite. War er aber genügt, einige Tage abwesend zu sein, so war das sonst so muntere Tier wie umgewandelt, lag traurig und trübsinnig in seinem Nest und ließ sich weder hören noch sehen. Bei der Rückkehr seines Herrn gebärdete es sich wie narkisch, gab seiner Freude über das Wiedersehen durch allerlei tolle Bewegungen Ausdruck und richtete sich blitzschnell mit dem halben Oberkörper senkrecht in die Höhe, wobei es freudig aufgeregt einen pfeifenden Ton hören ließ.

Der oben erwähnte Zigeuner hatte außer der zahmen Ringelnatter noch vier andere abgerichtete Tiere, einen Igel, Raben, Hund und eine Katze. Man konnte sich kaum ein lieblicheres Bild denken, als wenn diese fünf verschiedenen Wesen friedlich und einträchtig aus einer Schüssel tafelten oder dicht nebeneinander schliefen, wobei jedes achtgab, seinen Nachbarn nicht wehe zu tun. Freilich gingen alle fünf auch gern ihre eigenen Wege, fanden sich aber abends regelmäßig wieder ein. Nur „Hanslo“, der Igel, verirrete sich bisweilen und fand den Weg zum Halteplatz nicht zurück. Wenn alles Ruhen und Pfeifen nichts half, mußte ihn sein Kamerad, der Hund, suchen und ihm den Weg zeigen, wenn er ihn nicht kurzerhand im Genick packte und nach Hause trug. Dann legte aber der Igel sein säuberlich die Stacheln zurück, um nur ja durch keine spitze Berührung die Freundschaft zu stören. Er war auch dazu abgerichtet, plötzlich unter die Leute zu laufen, die in müßiger Neugier um den Lagerplatz herumstanden und gewöhnlich kreischend auseinanderstoben, wenn der Igel einigen von ihnen unversehens zwischen die Beine kollerte. Der kluge Igel kugelte sich dann zusammen und blieb mit ausgespreizten Stacheln in Schutzstellung ruhig liegen. Den gleichen Zweck verfolgte auch die Rabenträhe, die den barfuß herumlaufenden, naseweißen Kindern empfindlich in die nackten Waden hakte und sie dadurch rasch vom Lagerplatz vertrieb. Sehr erheiternd war es, anzusehen, wie sich die beiden Tiere bei einem solchen Vorgehen gewissermaßen Hand in Hand arbeiteten.

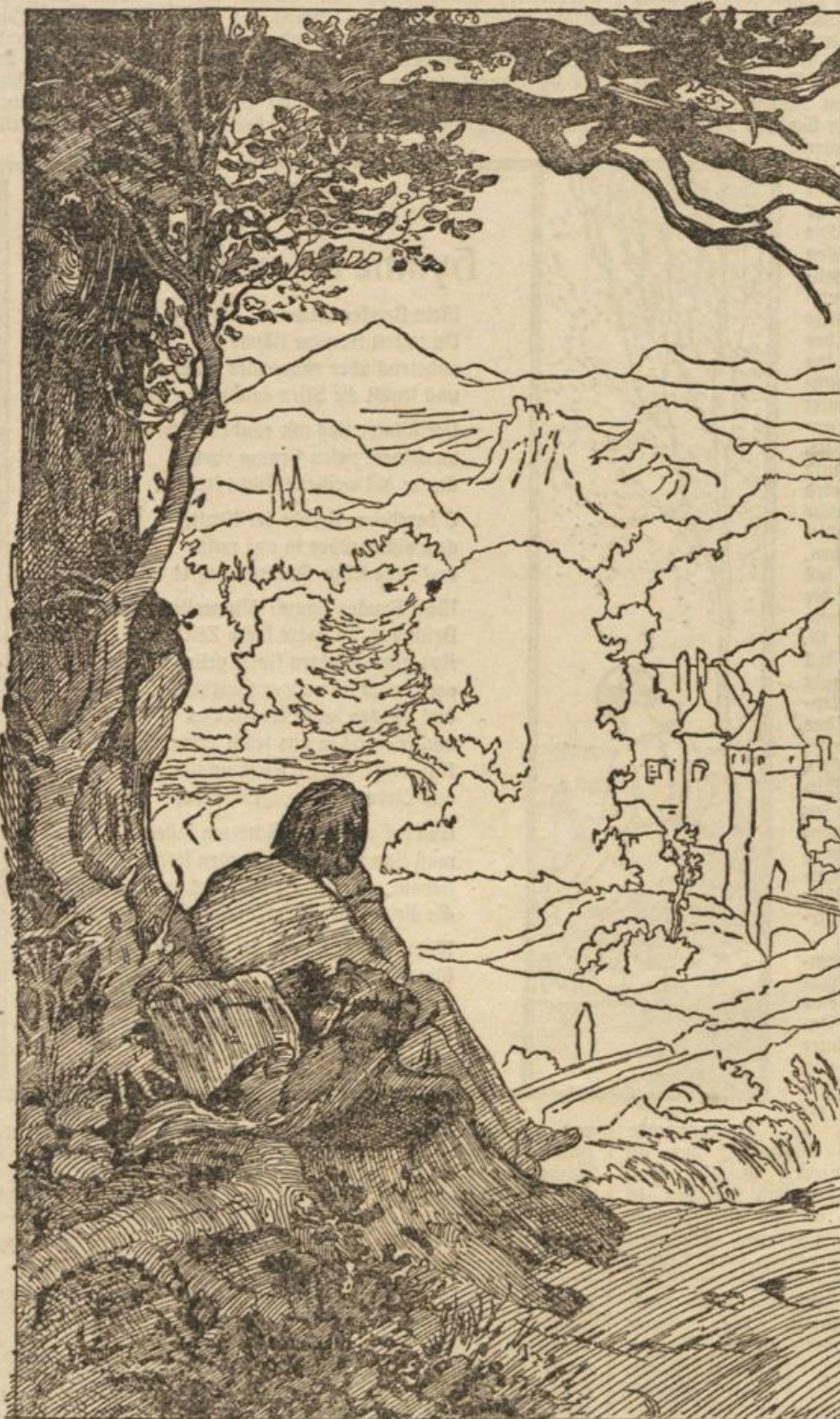
Ein anderer Zigeuner hatte ein Pferd aufgezogen, das ein ganzer Pfiffikus war und eine auffallende Anhänglichkeit an eine der Töchter seines Herrn zeigte. Es folgte ihr wie ein Lamm, und wenn sie in die Dörfer gegangen war, spitzte „Bischka“ fortwährend die Ohren und spähte mit den klugen Augen in die Ferne, ob sie nicht bald heimkehre. Inzwischen vertrieb sich das frei herumlaufende Pferd die Zeit mit allerlei Nachforschungen, fand dabei auch einmal eine volle Schüssel Sauerkraut und Speck, die es flugs auftraf. Kam dann das Mädchen zurück, so sprang „Bischka“ unter hellem Wiehern ihr wie ein Hund entgegen und untersuchte mit den Rüstern Schurz- und Rocktaschen, bis er das für ihn bestimmte Stück Brot gefunden hatte. Im Stall wollte er nicht schlafen, wenn nicht das Mädchen neben ihm lag und er seine Lippen an ihrem Kopfe ruhen hatte. Schließ das Mädchen nicht im Stall, so machte sich „Bischka“ los, um es zu suchen.

Die Zigeunerhunde sind keine eigene Rasse, aber in ihren Eigentümlichkeiten doch sehr von allen andern Hunden verschieden. Schlau und listig sind sie alle, halten unter allen Umständen immer treu zu den Zigeunern und sind sehr auf deren Vorteil bedacht. Da die Zigeuner unter sich ausschließlich in ihrer eigenen Sprache reden, verstehen auch die von ihnen aufgezogenen Hunde nur die Zigeunersprache und hören auf keine andere. Was den Zigeunern gehört, rühren die Hunde nicht an und unterdrücken am Lagerplatz jedes Diebsgelüste. Gern erinnere ich mich insbesondere des Zigeunerhundes „Weggo“. Es war ein zottiger, langhaariger Dachshund von unscheinbarem Aussehen, aber ein richtiger „Friedachshund“ und großartiger Schauspieler. Sah zum Beispiel sein Herr einen Gendarmen in das Dorf hineingehen, in dem gerade seine Frau geschäftlich zu tun hatte, so brauchte er nur zu sagen: „Weggo, roter o Mama“ (Weggo, such Mama!), und der Hund lief sofort ins Dorf, suchte so lange, bis er seine Herrin fand, und diese war dann durch sein Erscheinen gewarnt. Niemand achtete natürlich auf den pfliffigen Hund, der zusammengebückt mit eingezogenem Schwanz sich scheu um jede Ecke drückte, wobei nur seine Augen listig unter

der buschigen Stirn hervorblinzelten. Seine größte Liebhaberei war das Auspionieren von Hühnerneestern. Er fraß aber nicht etwa die Eier auf, sondern trug jedes einzelne vorsichtig in der Schnauze zu seinem Herrn, der seinen „Weggo“ nicht um alle Osterhasen der Welt hergegeben hätte. Der Hund war ein so guter Akrobat, daß er sogar die Hühnerleitern hinauf- und hinunter-

überließ. Am Lagerplatz stibitzte er niemals. Einmal mußten wir in der Eile mit dem Wagen eine Kranke nach dem nächsten Spital bringen und „Weggo“ blieb derweil bei den Sachen zurück; als wir wiederkamen, war alles unverfehrt, auch mehrere große Stücke Rauchfleisch; nur ein kleines Stückchen Brot das daneben gelegen hatte, hatte sich der uneigennütige „Weggo“ bescheiden als Tageslohn für sein treues Wächteramt genommen.

„Weggo“ war ein starker und schöner Schnauzer, dessen Mut und Treue vor nichts zurückschreckten. Frauen und Kinder waren in seiner Begleitung auch in der verrufensten Gegend, im Wald und bei der Nacht vollkommen sicher. Nur wenn er etwas „ausgefressen“ hatte, ergriff er das Hasenpanier und ertrug mit seinem schlechten Gewissen Stochjehle und Steinwürfe auch von Fremden, von denen er sich sonst nie etwas gefallen ließ. In den Dörfern bildeten die Küchen und Speisekammern sein „Operationsfeld“ und er nahm alles mit, was sich nur wegschaffen ließ, so einmal einen ganzen „hausgemachten“ Laib „Schwarzenmagen“, gab immer acht, daß unterwegs nichts schmutzig wurde und brachte es dann getreulich seinem Herrn, selbst mit dem verbleibenden Abfall zufrieden. Einmal brachte er sogar ein ganzes Hinterviertel von einem jungen Rind angeschleppt, das er im „Einsatzständer“ eines Wirtes „gesund“ hatte. Aber gerade in diesem Falle hatte er Pech, wurde von dem ergrimmtsten Bestohlenen bis zum Wagen verfolgt und mit einer Peitsche verprügelt, ohne daß er eine Gegenwehr wagte. Da das Fleisch nicht im geringsten gelitten hatte, konnte die Angelegenheit im Frieden geschlichtet werden. Auch manches unvorsichtige Häslein ließ „Weggo“ mitlaufen, und eine ausgesprochene Neigung hatte er dafür, seine Herrschaft mit Hühner- und Entenfleisch zu versorgen. Er murkste das arme Federvieh in aller Stille ab und gab dann Standlaut. Dieses Wellen klang aber ganz anders, als wenn er einen Jagel verbellte, und sein Herr wußte deshalb immer gleich Bescheid. Führte der Zufall einen Fremden des Wegs, so legte er sich breit über das gemeuchelte Federvieh, verdeckte es vollständig und schaute dabei so unschuldig drein, als könne er kein Wässertein trüben.



M. v. Schwind: Auf der Wanderung.

klettern konnte. Fleisch und Wurst rechnete er dagegen zu seinen eigenen Bedürfnissen und wendete alle mögliche List und Kunst an, um zu solchen Leckerbissen zu gelangen, wobei er eine bewunderungswürdige Verstellungskunst entwickelte. Wir mußten jedesmal lachen, wenn er mit seiner Beute ankam, nun alle Verstellung abwarf und mit stolz erhobenerm Haupte um sich blickte. Nicht selten brachte er auch einen Hasen angeschleift, den er aber stets seinem Herrn

und Entenfleisch zu versorgen. Er murkste das arme Federvieh in aller Stille ab und gab dann Standlaut. Dieses Wellen klang aber ganz anders, als wenn er einen Jagel verbellte, und sein Herr wußte deshalb immer gleich Bescheid. Führte der Zufall einen Fremden des Wegs, so legte er sich breit über das gemeuchelte Federvieh, verdeckte es vollständig und schaute dabei so unschuldig drein, als könne er kein Wässertein trüben.

Pfingstbräuche in Osteuropa. Das Pfingstfest gilt in ganz Europa als ausgeprochenes Frühlingsfest; ganz besonders aber trifft das für das östliche Gebiet unseres Erdteils zu, wo die Natur sich verhältnismäßig später entwickelt als im Westen. Ganz wie bei uns pflegen Polen und Russen ihr Haus mit jungem Birkengrün zu schmücken. In den Kirchen wird der Fußboden mit jungem Gras bedeckt; die Besucher des Gotteshauses kommen zum Hochamt mit Blumensträußen; sind diese Sträuße vertrocknet, so zündet sie der Bauer an und veräuchert mit ihnen sein Haus und sein Vieh. Das soll jegliche Blühh Gefahr fernhalten. Die jungen Mädchen schmücken sich mit Kränzen aus heilkräftigen Blumen und Blüten. Diese Kränze werden am Abend des ersten Pfingsttages ins Wasser geworfen: schwimmen sie oben, so bedeutet das Glück, gehen sie unter, Unglück; bleiben sie, sich drehend, an einer und derselben Stelle, so wird eine in Aussicht stehende Hochzeit im laufenden Jahre vereitelt werden. In der Pfingstwoche soll man nicht baden, weil die Schwalbe bis dahin noch keinmal untergetaucht ist. Am Pfingstsonntag soll man die Heuschläge nicht betreten. Ist das Birkenlaub, mit dem man das Haus geschmückt hat, noch drei Tage nach Pfingsten frisch, so ist feuchte Witterung zur Heuernte zu erwarten. Das Fest kennt natürlich auch besonderes Backwerk, dem namentlich für Neuvermählte eine segensbringende Wirkung nachgesagt wird.

Fraueninsel im Chiemsee. In diesem Bilde gibt uns der Künstler eine Zeichnung (derselben Insel, die Wilhelm Trübner mit Vorliebe malte) von zarterm Reiz. Die Wirkung wird dadurch erreicht, daß das im Vordergrund stehende Schiff und Blattwerk, das an sich in Wirklichkeit niedrig ist, hier groß gezeichnet ist, im Gegensatz zu den in der Ferne liegenden, an sich großen, hier aber klein und zart gegebenen Gebäuden der Insel. Dieser Gegensatz: vorn kräftig, groß, hinten fein und klein, gibt der Zeichnung ihren Ausdruck und läßt sie an japanische Arbeiten erinnern. Die Japaner lieben es ganz besonders, in den Vordergrund ihrer Bilder derartige lange, schlanke, ausdrucksvoll gezeichnete Pflanzen, schwankende Zweige oder Blüten zu stellen, hinter denen dann in feinsten, zarter Anmut eine kleine Landschaft, ein Wasserlauf, ein kleiner Berg oder ein Häuschen angedeutet wird. Rudolf Siedl arbeitet in dieser Chiemseezeichnung in klarer, übersichtlicher Weise, indem er, Schatten und Hell Dunkel meidend, feine, kleine Striche anwendet. Er erreicht damit den Eindruck eines hellen, sonnigen Frühlingsstages. Der Künstler, der mit Vorliebe Frühlingsstimmungen gibt, hat auch in diesem Bilde die freudige Stimmung des Lenzes ausgezeichnet getroffen. —er.

Das Exlibris oder Bücherzeichen, welches in den letzten drei Jahrzehnten großen Aufschwung genommen hat, entstammt dem Mittelalter. Im 14. Jahrhundert schon hefteten Bücherhändler in ihre damals so wertvollen, handgeschriebenen Bücher derartige Zeichen, welche den Namen des Besitzers, oft auch dessen Wappen oder ein besonderes Kennzeichen trugen. Diese meist auf die Innenseite des Buchdeckels geklebten Eigentumsmarken fanden dann im 16., 17. und 18. Jahrhundert weitere Verbreitung

den Kunstsammler reizt, ist kein Wunder. Schöne alte und seltene Stücke sind in solchen Sammlungen vereint mit den Bücherzeichen berühmter Männer und den Entwürfen großer Künstler. e. b.
Eine abessinische Badeanstalt. Abdis-Abbeba, die Hauptstadt Abessyniens, besitzt neben anderen Wertwürdigkeiten auch eine heiße Quell. Diese hat, wie G. Escherich in seinem interessanten Buch „Im Lande des Negus“ (Berlin, Georg Stilke) berichtet, ein spekulativer Armenier fassen lassen und ein Bad für Europäer, eines für Abessinier eingerichtet. Das Abwasser sammelt er in einem dritten Bassin, dem Bad der Kranken. Da der schlaue Besitzer hinreichend für den Ruf der Heilkraft seiner Quelle gesorgt hat, macht er gute Geschäfte. Das Krankenbad ist niemals leer. Die armen von Lepra Befallenen wandern oft von weitem her. Sie opfern den letzten Pfaster für das Bad. Hat man ihnen doch gesagt, daß sie bestimmt geheilt würden. Wenn auch nicht auf das erstmal, gar viele Bäder seien manchmal nötig! ... Auch heute ist das Krankenbad wieder überfüllt. Es ist Frauentag, das merkt man schon von weitem an Geschnatter und Gefächler. Die Badenden sind munter und aufgeräumt trotz ihres furchtbaren Leidens. Glauben sie doch alle noch an Gesundung. Dicht aneinandergedrängt stehen die unglücklichen Geschöpfe in dem seichten Bassin und besprizen sich gegenseitig mit dem „heilkräftigen“ Wasser. Eine junge Mutter ist darunter mit dem Säugling an der zerfressenen Brust, daneben steht ein Mädchen in jungfräulichem Alter von klassisch schönem Wuchs ... und verloren! Wie sie



Hymne an einen Baum.

Mein Bruder Baum:
Du faltest fromme Hände
anbetend über raunendes Gelände
und senkst die Stirn demütig in den Raum.

Der Winter flog mit rauhem Schrei
an deinem tiefen Traum vorbei,
den er mit weißem Flügel streifte.

O herrliches Gefühl der Kraft,
das wintersüber in uns reifte
und neue selige Qualen schafft!

Mein Bruder Baum: Wir wollen blühen.
Brich auf, du harte Hülle Zeit!
Aus allen Knoipen flutet grün
der Strom lebendiger Ewigkeit.
Wir itanden lange schattenlos
und frierend in uns selbst verkrochen.
Nun zeige, Leben, nackt und bloß,
daß Liebe in dir aufgebrochen,
Und soll ein reiner Schatten fallen,
muß Sonne uns zu Häupten stehn.
Herauf, du junger Tag, bestürmt von allen,
die dir geichwellt entgegengahn.

Mein Bruder Baum, du stummer Beter:
Wir tauchen Stirn und Hand in reinen Aether
und werfen unfer Jauchzen in den Wind.

Wir sind! Wir sind!

Karl Bröger.

und namhafte Künstler wie Dürer und Holbein nahmen sich der Entwürfe an. Die Bücherzeichen weisen zumeist die Inschrift: „Ex libris“ (aus den Büchern) auf und zeigen darunter den Namen oder das Monogramm des Besitzers, oft kommt auch eine symbolische Zeichnung dazu. Hier ist der Phantasie des entwerfenden Künstlers Raum gelassen. Mitunter gibt der Auftraggeber auch seinen Wünschen in bezug auf einen Wahlspruch oder eine anspielende Zeichnung Ausdruck. Auch Abbildungen von Schlössern, Landschaften, ja bestimmten Figuren finden sich auf dem Exlibris. Zumeist ist dasselbe in einer leicht zu vervielfältigenden Technik ausgeführt, und zwar kommen hier besonders Kupferstich, Radierung, Holzschnitt und Lithographie in Betracht. Doch gibt es auch Zeichnungen und Federzeichnungen, bei denen jedes Exemplar neu hergefertigt wird, unter den Bücherzeichen. — In unserer Zeit haben bedeutende Maler Exlibris entworfen und es finden sich sowohl an großen Bibliotheken als auch im Privatbesitz eine Fülle schöner derartiger Arbeiten. Daß das Ex-

libris den Kunstsammler reizt, ist kein Wunder. Schöne alte und seltene Stücke sind in solchen Sammlungen vereint mit den Bücherzeichen berühmter Männer und den Entwürfen großer Künstler. e. b.
Eine abessinische Badeanstalt. Abdis-Abbeba, die Hauptstadt Abessyniens, besitzt neben anderen Wertwürdigkeiten auch eine heiße Quell. Diese hat, wie G. Escherich in seinem interessanten Buch „Im Lande des Negus“ (Berlin, Georg Stilke) berichtet, ein spekulativer Armenier fassen lassen und ein Bad für Europäer, eines für Abessinier eingerichtet. Das Abwasser sammelt er in einem dritten Bassin, dem Bad der Kranken. Da der schlaue Besitzer hinreichend für den Ruf der Heilkraft seiner Quelle gesorgt hat, macht er gute Geschäfte. Das Krankenbad ist niemals leer. Die armen von Lepra Befallenen wandern oft von weitem her. Sie opfern den letzten Pfaster für das Bad. Hat man ihnen doch gesagt, daß sie bestimmt geheilt würden. Wenn auch nicht auf das erstmal, gar viele Bäder seien manchmal nötig! ... Auch heute ist das Krankenbad wieder überfüllt. Es ist Frauentag, das merkt man schon von weitem an Geschnatter und Gefächler. Die Badenden sind munter und aufgeräumt trotz ihres furchtbaren Leidens. Glauben sie doch alle noch an Gesundung. Dicht aneinandergedrängt stehen die unglücklichen Geschöpfe in dem seichten Bassin und besprizen sich gegenseitig mit dem „heilkräftigen“ Wasser. Eine junge Mutter ist darunter mit dem Säugling an der zerfressenen Brust, daneben steht ein Mädchen in jungfräulichem Alter von klassisch schönem Wuchs ... und verloren! Wie sie

sie sich alle herandrängen an mich und die mißgestalteten Hände ausstrecken, um einen Pfaster zu erhalten, den Eintrittspreis für ein neues Bad! Ein furchtbares Elend!

Rätsel-Aufgaben.

Dreieckrätsel.

AABBD Man ordne die Buchstaben so, daß
EEEE die einzelnen Reihen nennen: Person
ILM der altgriechischen Mythologie, deut-
MO schen Myth., Körperpartei, asiatischen Fluß,
R Buchstaben; die drei Buchstaben
bezeichnen dann einen Monat.

Verstehes-Rätsel.

Man sehe die Wörter Apfel, Eise, Indien, Gans, Magen, Nase, Otto, Onesen, Wanne untereinander und verschiebe sie solange, bis eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, ein Fest nennt.

Auflösung des Eisenrätsels.

Korea — Arras — Kurik — Nina — Mon-
thb — Mibi — Molurk — Kenta — Daniel:
Karl Marx — das Kapital.

Auflösung des Flußrätsels.

Donau — Seine — Rhein — Elbe — Rhone
— Thebe — Themse — Marne — Main — Neva
— Har: D e r e r s t e M a i.

(Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)